

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 87. Bromberg, den 17. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

6. Fortsetzung.)

Ein Wagen hielt vor dem Hause, und die Herzogin lief ans Fenster.

„Wer kommt?" fragte Gräfin Aurora.

Katharinas Hand krampfte sich zur Faust.

„Metternich!" erwiderte sie in mühsam verhehlter Wut.

Die Freundin nickte. „Freilich! Drüben ist auch Soirée!"

„Drüben" hieß: bei der Herzogin Wilhelmina von Sagan, Katharinas Feindin, die ihr das Herz des schönen Fürsten geraubt. Und nun wohnten sie zufällig, einem Spiel des Schicksals zufolge, in der gleichen Straße, im selben Hause, auf derselben Etage, und wenn auch getrennte Treppen zu ihren Türen führten, so begegneten sich doch ihre Gäste auf den roten Teppichen des Torflures.

Katharina zählte ergrimmt die Schritte des Angebeteten, die ihn, so nahe von ihr, in die Arme einer anderen führten. Oh, wie haßte sie ihn — und wie hatte sie einst ihn geliebt!

Um seinetwillen war sie ihrem Mann, ihrem Vaterland untreu geworden; aber Metternich verließ sie schnöde, und nun sollte der Treulose für seinen Flattersinn büßen! Wilde Rache hatte Katharina ihm geschworen —: Sturz, Schande und Vernichtung.

„Schau, Nora, wie mir das Herz klopft!" Die Bebende drückte die Hand der Freundin dorthin, wo unter dem gelben Schleierstoff empörte Eifersucht pochte. „Ich bin so gespannt auf den Zaren! Heute abend ist er aus Ofen zurück —, vielleicht ist's ihm geglückt, gegen den Kanzler zu minieren. Glaube mir, ich verachte mich jedesmal, wenn ich daran denke, daß ich diesen Meineidigen lieben konnte."

„Du liebst ihn noch jetzt, Kathinka."

„Oh nein — oh nein!"

„Liebst du etwa den Zaren?"

„Nein — auch Sascha liebe ich nicht!"

„Trotzdem gibst du glänzende Beweise dafür, sooft es Seiner Majestät beliebt."

Die leichtfertige Herzogin zuckte die Achsel. „Das zählt nicht, Nora! Nur Gefühle zählen, und Gefühle haben gar nichts mit Küssen zu tun."

Zehn Uhr war vorüber. Die Straße belebte sich. Wagen auf Wagen fuhr vor — die Gäste traten in die Vorhalle, tauschten kühle Grüße und bogen im Hausflur nach links oder rechts.

In den Zimmern der Herzogin Katharina konnte man sich kaum rühren, aber flink und geschmeidig schlängelte sie sich durchs Gedränge. „Nur soviel Platz bitt' ich, wie ein Sonnenstrahl braucht!" girrte sie kokett. Von Gruppe zu Gruppe tauchte ihr keckes Gesichtchen, und die rosigen Züge wechselten unter jedem Blick ihren Ausdruck. Katharina trug keine Juwelen; die blendende Weiße ihrer Haut war ihr ganzer Schmuck, und diesen Schmuck zeigte sie bis an die Grenzen des Möglichen. Aber mit solch reizvoller Anmut bewegte sich ihr dreißigjähriges, erfahrenes Persönchen, daß sie einen beinahe mädchenhaften Eindruck machte. Sie verstand es, sich mit kindlichem Lächeln an die Männer heranzuschmeicheln, bis sie ihr, bezaubert, ihre Herzen und — unbewußt — ihre Geheimnisse schenkten.

In der Ecke des Nachbarsalons saß Friedrich Wilhelm von Preußen neben der schönsten Frau dieses auserwählten Gesellschaftskreises. Er vergötterte ihre Reinheit, ihr schlicht gekämmtes, braunes Haar, ihre sanften Augen, ihren schmiegsamen Blick, ihr kühles, ein wenig müdes Lächeln und ihre zurückhaltend-ruhigen Bewegungen. Sie war als Gattin eines anderen unerreichbar für den Monarchen — aber darum verehrte er sie nur noch inniger. Und wenn er die schöne Julia zuweilen besuchte, spielte er stundenlang mit ihren vier Kindern, obwohl die kleinen Grafen und Gräfinnen Zichy seine ernsten, ungeschickten Scherze sehr langweilig fanden.

Wovon sie wohl reden mögen? dachte die Herzogin. Ein leises Lächeln in ihre Mienen zwingend, steckte sie den Kopf ins Zimmer: „Komm' ich zu unrechter Zeit?"

Gräfin Julia errötete. „Aber wieso denn?"

Katharina legte den Arm um ihre Schulter: „Du unterhältst dich doch gut, nicht wahr? Seine Majestät steht im Ruf des liebenswürdigsten, geistreichsten Plauderers. Leider hat er mich noch nie durch ein Tete-a-tete ausgezeichnet."

Der König hob verdrossen die Schultern. Lebhafte Frauen von der Art der Herzogin waren ihm unsympathisch. Einen Augenblick entstand peinliche Stille, aber Katharina kam niemals in Verlegenheit: „Ich glaube, es ist besser, wenn ich mich entferne", flötete sie mild. „Und wie es scheint, brauche ich mich als Hausfrau nicht mehr um die Unterhaltung Eurer Majestät zu sorgen. Ich kann den Erfolg meiner Soirée sanfteren Händen als den meinen anvertrauen."

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, schwebte sie so hurtig davon, daß ihr leichter Rock hochflatterte und die schlanken Beine sehen ließ.

Friedrich Wilhelm blickte streng. „Leichtsinniges Geschöpf!" knurrte er. „Bin nur dem Zaren zuliebe heute da."

Fröhlicher Lärm aus dem Nebenzimmer ließ Julia aufmerken. Sie trat zur Tür, öffnete die Vorhänge. „Seine Majestät der Zar ist gekommen!"

„Mit Getöse — wie stets! Er pflegt niemals zu kommen, Gräfin — er erscheint!" war die ironische Antwort.

„Ich glaubte, Eure Majestät sähen ihn gern!"

„Wir haben gemeinsame Interessen, aber ich liebe hier niemand und nichts außer Ihnen, Gräfin!" Aus seinem Mund klang auch ein leichtes Kompliment wie ein Schwur — wie anderseits das heiligste Gelöbnis des Zaren nur als Spiel zu gelten schien.

Das Bild der Gesellschaft veränderte sich, sobald der russische Monarch eintrat. Seine Stimme erfüllte die Räume, und jedes Auge hing an seinem blonden Kopf. Alexander blickte sich um wie ein Kind, das im festlichen Zimmer seinen Weihnachtsbaum nicht findet. Erregt zog er die Frau des Hauses beiseite: „Wo ist Metternich?"

„Metternich?" staunte Katharina. „Majestät glauben doch nicht, daß ich den Fürsten einladen werde?"

„Wenn ich es aber wünsche?"

„Das hab' ich nicht gewußt."

„Haben Sie denn meinen Brief nicht erhalten?"

„Welchen Brief, Majestät?"

Alexander stampfte zornig auf: „Ist das Mädchen nicht hier gewesen?"

„Verzeihung, Majestät — ich verstehe nicht, wovon die Rede ist."

„Wozu dann die Soirée?"

„Zu Ehren Euer Majestät!"

„So?" Brüsk ließ der Zar die verblüffte Hausherrin stehen.

Wolkonsky meldete flüsternd: „Metternich ist nebenan bei der Herzogin von Sagan. Kleine Gesellschaft: Talleyrand, Lord und Lady Castlereagh."

„Auf deutsch: die ganze Bande beisammen!" zischte der wutschnaubende Monarch.

Wolkonsky blickte erschrocken auf seinen Gebieter, aber die Züge des Zaren erhellten sich plötzlich, wurden heiter — vorläufig hatte er seinen Grimm bezwungen. Vor einem Ball bemühte er sich immer seine Sorgen zu vergessen. Auch jetzt hätte es ihm um den verlorenen Abend leid getan, denn er nutzte gern jede Stunde, die ihm ein Vergnügen bot.

*

Zur selben Zeit überreichte ein Diener im Salon der Herzogin Wilhelmina dem Fürsten Metternich ein kleines Briefchen.

„Vor wenigen Minuten ist der Zar gekommen und hat in gereiztem Ton mit Katharina Bagration gesprochen. Seine Majestät scheint sehr mißgelaunt."

Der Kanzler nahm mit stillem Lächeln von der angenehmen Nachricht Kenntnis und ließ den Zettel in die Tasche gleiten.

„Was ist geschehen?" fragte die Dame des Hauses.

„Nichts von Belang!"

Wilhelmina zuckte die Achseln. Sie wußte, daß einer der Spione des Fürsten Nachricht aus der verhaßten Nachbarschaft geschickt hatte, wo sich jetzt gekrönte Häupter vergnügten. Leider waren Metternichs Parteigänger, England und Frankreich, nur durch Minister auf dem Kongreß vertreten, und dies wurmte die eitle Saganer Herzogin bitter.

Die weichen Töne eines Walzers klangen herüber in ihre stillen Gemächer: Der Zar tanzte jetzt bei der Bagration. . . .

Der Zar tanzte wirklich. Er tanzte mit der Gräfin von Hunyadi, voll gekünstelter Heiterkeit, in raschen Drehungen.

„Majestät, ich flehe Sie an, pressen Sie meine Hand nicht so fest! Ich hab' mir den Finger verletzt — es tut weh!"

Die Musik schwieg gerade. Der Zar blieb lachend stehen und trompetete, daß alle es hören konnten: „Die Gräfin bittet mich, doch heute ausnahmsweise nicht ihre Hand zu drücken!"

„Majestät!" schmollte die Beleidigte — aber der Zar hörte es nicht; er suchte schon nach einem neuen Opfer für seine tolle Ausgelassenheit. Wie ein trotziges Kind war er, das sich gekränkt fühlt und nun geräuschvoll beweisen will, daß es sich nichts daraus mache.

Katharina erschrak. Sie fürchtete, der Zar werde in solch wilder Stimmung seine Beliebtheit aufs Spiel setzen. Verstohlen drängte sie sich an Alexander heran, und ihre kleine Hand durch seinen Arm schlingend, bat sie ihn leise: „Auf ein Wort, Majestät!"

„Sind Sie eifersüchtig, meine Liebe?" spöttelte Alexander.

„Immer, soweit es mir meine Ergebenheit gestattet, Majestät!" beteuerte die Herzogin mit durchgeistigter Hingabe.

Das gefiel dem Zaren schon besser. Die Musik setzte wieder ein, und er forderte den gelben Schmetterling zum Tanze.

Zwischen den ruhigen Schritten einer Polonäse forschte Katharina leise hinter ihrem Fächer: „Was nur hat Eure Majestät so in Harnisch gebracht? Sollte wieder der verruchte Metternich die Ursache Ihres Mißbehagens sein?"

„Erstens hab' ich gute Laune — sehr gute Laune . . ."

„Zu gute vielleicht! Das heißt, Majestät wollen, daß es so aussehe!"

„Na schön! Ich bin wütend. Wer sich gegen mich vergangen hat, weiß ich zwar selber nicht; aber daß Metternich stets der Grund aller Unannehmlichkeiten ist, das steht fest. Glauben Sie mir, Kathinka, er haßt mich geradezu! Was kann er nur gegen mich haben, gegen meine Person?"

Mit weichem Blick streichelte Katharina den blonden Starrkopf und zirpte voll süßer List: „Er liebt Majestät nicht, weil frei und mutig denkende, aufrichtige Charaktere und moralische Unantastbarkeit für ihn so unerträglich sind wie für den Teufel der Weihrauch — oder für manche Leute der Moschusgeruch."

„Stimmt!" nickte der Zar. „Aber den Moschus mag ich selber nicht. Ja, Kathinka, ich blicke meinen Gegnern stets offen ins Auge. Wie hatten Sie gesagt: frei und mutig denkende, aufrichtige Charaktere? So ist es. Ich will noch heute abend den Fürsten stellen! Beschaffen Sie genaue Nachricht, wann er drüben aufbricht, und dann . . . Aber das andere überlassen Sie nur mir! Jetzt möcht' ich tanzen".

„Mit mir, Majestät?"

„Nein, Kathinka — mit anderen Frauen, mit fremderen. Sie verstehen doch, nicht wahr?"

„Vollkommen, Alexei!"

Um zwei Uhr nach Mitternacht begannen die Gäste der Herzogin von Sagan sich zu langweilen. Um die gleiche Stunde ließ Katharina Bagration in ihrem großen Empfangssaal einen Blumenregen arrangieren.

Um halb drei Uhr bat der Zar sie um eine Rose und hauchte ihr ins niedliche Ohr: „A bientôt?"

„Bald!" wiederholte leise die Herzogin, und der Zar verschwand aus dem Saal.

Sobald der Russenherrscher die Tür der Herzogin Bagration hinter sich geschlossen hatte, schloß sich auf derselben Etage auch eine andere Pforte, und seine geräuschlosen Schritte auf der teppichbelegten Treppe wurden von genau so lautlosen Schritten auf der anderen Treppe begleitet. Unten in der totenstillen Vorhalle aber standen sie einander plötzlich gegenüber: Fürst Klemens von Metternich und Zar Alexander.

Der Zar trat auf die Bildfläche, als hätte ihn Lohengrins Wunderschwan auf den Schauplatz der Ereignisse getragen, und er war gespannt auf die Wirkung. Der Fürst hingegen schien keineswegs überrascht, unterdrückte beinahe ein Lächeln, als er sich tief vor dem Monarchen neigte.

„Fürst", begann Alexander würdevoll, „es wäre mir lieb, wenn wir aufrichtig miteinander redeten, nachdem wir uns zufällig begegnet sind."

„Ich stehe Majestät mit Vergnügen zur Verfügung."

Der Zar fühlte sich ein wenig unsicher. „Haben Sie mir nichts zu sagen?"

„Majestät mögen fragen. Ich werde antworten."

„Ich erwarte eine Beichte und hab' keine Zeit, Sie zu verhören."

„Meiner Sünden sind so viele in den Augen Eurer Majestät, daß ich nicht weiß, womit ich anfangen sollte."

„Mit der letzten, Fürst!"

„Gestatten Majestät vorerst, für die mir erwiesene Güte zu danken! Ein bildschöner Kurier Ihres Dienstes hatte sich heute zu mir verirrt."

Der Fürst stand, ehrerbietig den Kopf gebeugt, vor dem Zaren, der von leidenschaftlichem Zorn erfüllt war. „Und wo ist das Mädchen jetzt?" grollte er dumpf.

„Bei mir, Majestät. Die junge Dame hat sich meinem Schutz anvertraut, und ich werde über sie wachen."

„Das heißt, Sie geben sie mir nicht zurück?"

„Ich kann es nicht tun, Majestät."

Der unbeschränkte Herrscher aller Reußen stampfte vor Wut. „Ich werde Mittel und Wege finden, wie ich dem Fräulein begegnen und das Geschehene von ihr erfahren kann. Mit Ihnen aber wünsche ich nicht weiter zu verhandeln, Fürst."

„Dann werde ich mich mit Euer Majestät Erlaubnis entfernen."

Das Tor öffnete und schloß sich. Der Zar war allein. Höchst unbehaglich fühlte er sich in der lastenden Stille, und mit raschem Entschluß wandte er sich dorthin, wo alle Möglichkeiten heißen Hasses seiner harrten: Er stieg die Treppe zur Herzogin von Sagan empor.

Der Diener öffnete erstaunt. Aber er war es gewöhnt, daß einzelne Bevorzugte jederzeit bei seiner Herrin Einlaß fanden. Von zwei Gatten hatte Herzogin Wilhelmina sich schon getrennt, und danach durchkostete sie eifrig all das, was Schönheit und Jugend vom Schicksal verlangen konnten. Der Diener kannte den Zaren nicht, sah jedoch, daß es ein hoher Herr sein müsse, und führte ihn ehrerbietig ins Empfangszimmer. Dort aber wartete der Ankömmling nicht, sondern folgte dem verdutzten Lakaien von Zimmer zu Zimmer, und seine gebieterische Haltung ließ jeden Widerspruch verstummen. Vor der letzten, verschlossenen Tür wartete die Kammerzofe.

„Hat sich die Herzogin schon schlafen gelegt?"

„Nein!" knickte das überraschte Mädchen.

„Dann melden Sie", stotterte der Diener, „daß . . ."

„Überflüssig!" Der Zar schob ihn beiseite, trat in den kleinen Salon.

Wilhelmina von Sagan fuhr aus dem Sessel hoch, stand im bläulich gedämpften Kerzenschein zitternd vor frohem Stolz. „Majestät!"

„Still! Wünsche nicht, daß bekannt wird, wer hier war! Gestatten Sie, daß ich mich setze, Herzogin — habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen."

So rosig und hell bei der kleinen Katharina alles war, so dunkel, schwermütig und ernst hob sich die Stimmung um Wilhelminas reife, üppige Schönheit. Ihr unermeßlicher Reichtum kam ihren politischen Neigungen zugute. Auch sie hatte vordem für den russischen Hof ganz Europa durchschnüffelt. Doch diese Intrigen führten sie in Metternichs Nähe. Es gelang ihr auch, ihn zu erobern, aber diesmal vermochte sie nicht gleichgültig zu bleiben. Jubelnd, alles vergessend, sank sie um so freudiger in des Fürsten Arme, als sie ihn ihrer Rivalin Katharina entreißen konnte. Damals hatte sie ihr den fürstlichen Liebhaber genommen, mußte ihr aber dafür jetzt, während des Kongresses, den

Zaren und alle übrigen Potentaten überlassen, bis nun — endlich! — ein Strahl kaiserlicher Gnade auch ihr Haupt beschien. Wer hatte ein Anrecht darauf, wenn nicht sie? Kaum ein Jahr war verstrichen, seit sich auf ihrem Landgut die drei gekrönten Häupter des heiligen Bündnisses gegen Napoleon zum erstenmal getroffen hatten; Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm und Zar Alexander. Zu gleicher Zeit waren sie von drei Seiten, durch drei Türen, in den großen Saal getreten, damit keiner von ihnen durch den Vortritt mächtiger erscheine. So hatte die Herzogin es sich ausgedacht, und damals war sogar Metternich von ihrer diplomatischen Begabung überwältigt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fetischwächter.

Ein Südseeabenteuer von Harris Brackett-Buenos Aires.

Kapitän Holm vom Walfänger „Mary Anne" spuckte über Bord: „Verfluchte Wirtschaft! Seit vier Wochen kein einziger Walrücken zu sehen, die Trantanks nur halb voll und die Bunker fast leer! Rein verhext ist die Gegend."

Sein Steuermann schob sich breitbeinig näher: „Was wollen Sie anfangen, Käpten? Noch länger hier herumkreuzen? Hat wohl keinen Zweck. Mit unserer Kohle reichen wir nicht weit, und das Wasser ist auch bald zu Ende." — „Weiß es, Steuermann. Es hilft eben nichts. Wir müssen nach Hause und unterwegs Kohle und Wasser einnehmen."

Zehn Tage später lief die „Mary Anne" Viti Leva an, nahm Kohlen ein und pumpte die Trinkwassertanks voll.

Am Kai stand ein braungebrannter Europäer im fadenscheinigen Tropenanzug. „He, Kapitän!" rief er, als Holm an der Reling auftauchte. „Was denn?" — „Habe mit Ihnen zu sprechen. Komme an Bord."

Kapitän Holm sah den abgerissenen Fremden mißtrauisch an, als dieser unbefangen auf ihn zukam: „Will Ihnen ein Geschäft vorschlagen, Kapitän. Viel zu verdienen dabei. Haben Sie einen Taucheranzug mit allem Drum und Dran an Bord?" — „Selbstverständlich. Was soll's damit?" — „Einen alten Holzgötzen herauf holen, den ein halbverrückter Engländer dort drüben auf der anderen Seite von Viti Leva gestohlen hat. Sein Motorschoner lief bald danach auf ein Riff, und der Fetisch ging mit dem Schiff unter." — „Sind wohl selbst halb verrückt! Was soll ich mit dem Götzen?" — „Dem früheren Besitzer oder vielmehr dem Eingeborenendorf zurück geben, das hinter seinem Fetisch herheult und demjenigen, der den Holzgötzen herauf fischt, seine ganze diesjährige Kopraernte verspricht. Zweihundert Tonnen!" — „Junge, wenn das nur kein Schwindel ist! Warum sollen die Schwarzen für den Fetisch ein Vermögen hergeben?" — „Weil sie glauben, ihr Glück sei mit ihm ins Wasser gefallen." — „Warum holen sie ihn nicht selbst herauf?" — „Da liegt eben der Hase im Pfeffer. Deshalb brauchen wir den Taucherapparat. Der Fetisch liegt im Kartenhaus, und da drinnen hat sich ein recht niedlicher Oktopus häuslich niedergelassen. Zwei Schwarze sind schon auf Nimmerwiedersehen im Kartenhaus verschwunden, und jetzt will keiner mehr tauchen." — „So, und nun soll ich meine Leute dazu hergeben?" — „Unsinn! Das Tauchen will ich besorgen. Sie sollen mir nur mit Schiff und Taucherapparat helfen. Ich verlange ein Viertel vom Erlös aus der Kopra. Der Rest gehört Ihnen."

Kapitän Holm kratzte sich den Kopf. „Na, ja", meinte er schließlich. „Wir wollen die Sache in meiner Kajüte bereden."

Ein paar Tage später lag die „Mary Anne" auf der anderen Seite von Viti Leva vor dem Eingeborenendorf, das seinen Fetisch suchte, und der Häuptling stand neben dem Kapitän und dem Fremden auf Deck: „Drüben im Wasser. Will Euch Stelle zeigen. Gebe Euch viel Kopra für Fetisch." — „Na, denn los, alter Knabe!"

Am Abend erreichte die „Mary Anne", vorsichtig zwischen den Riffen lavierend, die ruhige Bucht, wo das gesunkene Schiff liegen sollte. Die Ankerkette rasselte, als die Nacht hereinbrach.

Kapitän Holm sah am Morgen höchst interessiert vom Heck ins Wasser hinunter. Da lag noch deutlich erkennbar das Vorschiff des gesunkenen Motorschoners. „Wie tief?" fragte er den Fremden, der die Fäuste in die zerrissenen Taschen stemmte. „Sieben, acht Faden." — „Schön. Wir wollen anfangen." Er ließ das große Boot aussetzen, den Taucheranzug und die Pumpe hinunter schaffen: „Haben wir alles?" — „Der Speckspaten fehlt noch." Ein Mann reichte das Gerät ins Boot. Es bestand aus einer halbmondförmigen Klinge, an der äußeren Rundung scharf geschliffen wie ein Rasiermesser, die an einem langen Stiel befestigt war und zum Abspecken der Wale diente. Das Boot stieß ab.

Nach kurzem Suchen lag es über dem Mittelschiff des gesunkenen Schoners, und im klaren Wasser war das Kartenhaus zu erkennen. Der Bootsanker sank.

„Nun; kann es losgehen?" fragte Kapitän Holm und wies auf den Taucheranzug. Der Fremde war blaß geworden und starrte noch immer in die dämmernde Tiefe. Er glaubte dort unten schlängelnde Riesenarme zu sehen, und die Furcht, an die sein Leichtsinn bisher nicht gedacht hatte, kroch ihm die Kehle hoch. Kapitän Holm mußte ihn anstoßen: „He, wann fangen wir an? Angst?" — „Nein!" Der andere biß sich auf die Lippen: „Los!" Er ließ sich in den Taucheranzug kleiden und den Helm aufsetzen. Langsam sank er an der Leine ins Wasser.

Der Weg schien nicht enden zu wollen. Schließlich fand er Boden unter den Bleischuhen: das Deck des fast wagerecht in den Schlamm eingesunkenen Schoners. Den Speckspaten in der Hand tastete er sich Schritt für Schritt weiter. Der schwarze Schatten des Kartenhäuschens stand vor ihm. Vorsichtig trat er in die breite, offene Tür.

Minutenlang starrte der Mann in das finstere Innere, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Aus einer Ecke leuchteten zwei weiße Punkte, und zwei Zahnreihen fletschten. „Ein Gerippe!" Der Taucher fuhr einen Schritt zurück. „Unsinn! Das ist der kostbare Götze. Und der Oktopus?" Er sah ihn nicht, doch eine Ecke des Kartenhauses lag in undurchdringlichem Dunkel.

„Los!" rief er sich selber zu und streifte die Schlinge vom Arm, an der das Holzbild hoch gezogen werden sollte. Dann trat er in das Kartenhaus. Nach zehn Schritten stand er vor dem zwei Meter hohen Fetisch und legte ihm die Schlinge über den grinsenden Kopf.

Da glitt ein schlängelnder Schatten über die Wand. Der Taucher ließ das Seil los und fuhr herum. Eine Schlange legte sich um sein Bein, eine zweite umklammerte seinen Leib. Er brüllte vor Angst und hieb mit dem Spaten in den Arm hinein, der ihm die Hüften zusammen preßte. Die Klinge fand kaum einen Widerstand, und der Druck um den Leib ließ nach. Da fuhr ein neuer Fangarm suchend über den glatten Helm, und die Saugnäpfe standen tellergroß vor den entsetzten Augen des Tauchers. Er stieß den Spaten in die Schlange hinein, und der Fangarm sank.

Der Mann wollte die Tür gewinnen. Doch der Arm, der sich um sein Bein geschlungen hatte, hielt ihn fest, zog ihn weiter und weiter über den glatten Holzboden, und plötzlich sah der Taucher aus dem Dunkel zwei tellergroße Augen und den fürchterlichen Papageienschnabel auftauchen. Er heulte vor Entsetzen und hieb in die Masse vor sich hinein. Schwarzer Saft quoll hervor und hüllte alles in Dunkel. Wahllos und blind stieß der Mann mit dem Spaten um sich.

Dann fühlte er plötzlich die Atemnot: „Das Ende! Das Vieh hat den Schlauch zerrissen!" Seine Ohren sausten, sein Kopf dröhnte, der Spaten fiel ihm aus der Hand, er wurde zu Boden gerissen und verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, standen zwei Augen über seinem Gesicht: „Hilfe!" Er wollte aufspringen, doch Arme hielten ihn zurück: „Ruhe, alter Junge! Sie sind nicht mehr im Kartenhaus, und ich bin kein Oktopus." Da erkannte der Taucher den Kapitän: „Gerettet?" — „Ja. Wir merkten, daß der Luftschlauch gerissen war, und zerrten Sie hoch. War ein schweres Stück Arbeit, und das dort hing noch an Ihrem Bein." Kapitän Holm wies auf eine zerschnittene perlgraue Schlange, die ein Mann mit dem Bootshaken hoch hob und über Bord warf. Der Taucher schauderte und hielt die Hand vor die Augen. Dann fragte er: „Der Fetisch?" — „Dort hinten." Der Mann wandte sich, und aus dem Stern des Bootes grinste ihm der Holzgötze entgegen.

Drei Tage danach ging der Fremde an der Ostküste von Bord. In der Brusttasche seines zerrissenen Rockes knisterten 1500 Dollar.

Indische Fakire und Zauberer.

Von **Anton Lübke**, z. Zt. Colombo.

Um das Wesen des indischen Fakirtums und den sich in allen Gestalten dem Fremden zeigenden Zauberer verstehen zu können, muß man die Religion und die Mystik der Inder verstehen. Alles Fakirtum und alle Manipulationen der Zauberer, die sich in Indien herum treiben, entstanden auf religiösem Boden. Bei den Parsen, die das Feuer als Symbol alles Reinen verehren und ihre Toten von Geiern auffressen lassen, sowie bei den Mohammedanern, — beide zusammen machen die Minderheit der Bevölkerung Indiens aus — finden sich keine Fakire und Zauberer. Sie sind vielmehr ein Produkt des Hinduismus' und des Buddhismus', jener Religionen, die sich auf Weltentsagung und Askese gründen. Nach Buddha ist alles weltliche Dasein Leiden, die Begierde schafft Leiden, und nur die Unterdrückung des Durstes nach Macht des Willens und der Lust zum Leben bringt Erlösung. Seit dem Aufkommen jener Lehre (400 v. Chr.) lodert in der Seele der großen indischen Masse die Idee, daß der Mensch nur unter Verzicht auf alle zeitlichen Güter, unter großer Selbstpeinigung und in Armut, dem höchsten Heile zustreben kann. Kein Wunder, daß bei dieser Geistesauffassung die Bettler, Asketen, Fakire und Zauberer in Indien zahlreich wurden wie Sand am Meere. Die einen, Bettler und Asketen, strebten durch ihr Leben zur Vervollkommnung. Die anderen, Fakire und Zauberer, nützten den Glauben des Volkes an böse Geister und Dämonen, der vielfach mit den asiatischen Religionen verwoben ist, für ihre Zwecke aus und gründeten ihre Kunst auf die Macht der Täuschung, die dem Menschen das wirkliche Wesen des Weltprozesses verbirgt.

Verdrängte auch der nivellierende Zug der Zeit manches, so blieb doch noch vieles übrig, was der Fremdling, der nach Indien kommt, mit Verwunderung und großem Interesse betrachtet. Schon auf der Fahrt nach Indien treten sogenannte Zauberer in den Gesichtskreis des Reisenden.

In Suez kam um Mitternacht ein ägyptischer Gaukler an Bord, der aus seiner weiten Teppichtasche verschiedenes Getier, weiße Mäuse, Meerschweinchen, Kaninchen und allerlei Gerät hervorholte. Die Tiere mußten Männchen machen, mit ihren Pfötchen klatschen, Zigaretten rauchen, Purzelbaum und andere Kunststücke ausführen. Er holte den Zuschauern Geld aus der Nase, zauberte es ihnen aus der Tasche, zapfte ihnen Wasser aus den Ohren und zeigte die verblüffendsten Kniffe, welche die Zuschauer aus dem Staunen nicht herauskommen ließen.

All diese auf außerordentliche Geschicklichkeit und Schnelligkeit aufgebauten Künste werden durch die indischen Fakire und Zauberer in den Schatten gestellt. Was ein indischer Fakir leisten kann, ist ganz erstaunlich und grenzt geradezu an übernatürliche Kraft. Diese Menschen haben sich durch ihre von Jugend auf andauernd geübte Selbstsuggestion und Übung derart in der Hand, daß sie die übermenschlichsten Dinge ausführen können. Sie sitzen stundenlang in der brennendsten Sonnenhitze, legen ihren Körper auf Nagelbretter, stecken sich Draht durch das Fleisch, lassen sich lebendig begraben und stehen mehrere Tage danach wieder lebendig auf. Überall in Indien, besonders in den Wallfahrtsorten Benares, Madura oder Puri sieht man ihre nackten Gestalten, meist mit langen schwarzen Bärten, mähnenhaftem Haar und ausgemergeltem Körper. Oft sitzen sie an den Eingängen der Tempel, über und über mit bunten Farben bestrichen, Blumenkränze um den Hals oder ganz von grauer Asche bedeckt.

Alles was in Indien mit Mystik, mit ärztlichen Obliegenheiten oder mit Wahrsagen zu tun hat, ist für das niedere Volk in der Hand der Fakire. Diese werden von den Eingeborenen, besonders von den Frauen, stets um Rat gefragt. Der Fakir kennt die Vergangenheit und Zukunft, er liest aus den Sternen, aus dem Sande des Bodens, er weiß, ob eine Frau einen Knaben oder ein Mädchen gebären kann. Er mischt die besten Arzneien für die Krankheiten des Leibes und der Seele. In Ahmedabad traf ich zwei Fakire, die vor einem zerfallenen Tempel die Besucher abfingen, sie in ein großes Buch ihren Namen schreiben ließen und ihnen eine getrocknete Frucht verabfolgten, für die sie dann reichlich belohnt werden wollten, angeblich, um mit dem Gelde eine Reise nach Europa zu machen. In Jaipur besuchte ich in den Gärten des Maharadschas auch die interessanten astronomischen Bauten, wo auf kunstvollen Einrichtungen die Sonne jede Bewegung und dadurch Minuten, Tage, Wochen und Monate angibt. Ein Fakir hat hier die Oberaufsicht und sagt dem Maharadscha, wann er ein Weib nehmen darf, wann er reisen soll und ähnliches, alles nach dem Stand der Gestirne. Wenn eine Frau statt eines Knaben einem Mädchen das Leben schenkt, das sie nicht wünscht, sucht sie den Fakir auf, der ihr oft rät, das Kind zu töten, dann bekomme sie ganz sicher das nächste Mal einen Knaben. In Delhi sah ich vor der großen mohammedanischen Moschee Fakirärzte, die vor sich eine Anzahl Modelle des menschlichen Körpers liegen hatten, in einem großen Kreis Schaulustiger die Menschenwerdung erläuterten und dann mit weit aufgesperrtem, vom Betelkauen rot gefärbten Munde ihre Medizin anpriesen.

Von großem Interesse sind auch die echten und unechten Zauberer und Gaukler. Was diese Leute leisten, ist unglaublich. Da gibt es Affen- und Bärenbändiger, die ihre possierlichen Tiere die unmöglichsten Kunststücke ausführen lassen. Die Affen tanzen, rauchen, klettern nach Kommando, die Bären tanzen nach der Trommel. Eine beliebte Kunst ist die Schlangendressur. Ihre Besitzer tragen die Tiere in einem kleinen, runden Korbe mit sich und suggerieren sie derart, daß sie kerzengrade in der Luft stehen.

Beliebt sind auch die Vogeldressuren. In Delhi traf ich einen Mann, der mit drei Kanarienvögeln die erstaunlichsten Kunststücke vollführte. Die Tierchen flogen auf Kommando nach dem nächsten Baum und brachten von dort ein Blatt mit, sie holten auf Befehl von der Stirne der Zuschauer das dort aufgeklebte Hinduzeichen, sie rollten ein kleines Wassereimerchen an einem Stock empor, sie fädelten mittels einer Nadel kleine Perlen ein, die auf einem weißen Tuch lagen, sie balanzierten ein langes Stöckchen im Kreise, fingen im Fluge zugeworfene Nahrung und einen Ring aus der Luft, tanzten und schlugen Purzelbäume.

In Agra kam spät abends ein Zauberer ins Hotel, um die Gäste zu unterhalten. Auch seine Kunststücke waren geradezu verblüffend. Man saß kaum einen Meter von ihm und konnte alles genau beobachten, ohne jedoch zu erkennen, wie er seine Geschicklichkeiten ausführte. Er ließ Geldstücke verschwinden, sie durch unsichtbare Kräfte auf der Hand vorwärts laufen ,eine Karte in kleine Fetzen zerreißen, legte die Reste unter einen Messingdeckel und zeigte die ganze Karte mit einer fehlenden Ecke, die der, welcher die Karte zerrissen hatte, in der Hand behalten hatte. Er ließ eine Karte aus einem Kartenblock wählen, steckte sie wieder hinein, gab den Block einer Dame in die Hand und schlug ruckartig darauf, worauf der Block zerflatterte, die gewählte Karte aber in der Hand der Dame blieb. Er zauberte Karten, die jemand gewählt hatte, in einen verschlossenen Bilderrahmen oder einen Ring, der in ein Tuch gewickelt war, auf einen Stock, den man an beiden Enden festhielt. Drei normale Spielkarten verwandelte er auf verblüffende Weise in immer kleinere Karten, bis die letzten so klein waren wie eine Erbse. Der Triumph der Fertigkeit bestand darin, aus einem kleinen Kasten etwa 15 kleine Kanarienvögel zu zaubern, die so abgerichtet waren, daß sie auf das Kommando ihres Meisters hörten.

Vieles von dem, was die indischen Gaukler ihren Zuschauern bieten, ist entweder ganz fabelhafte Geschicklichkeit oder eine ungeheuere Suggestion, in der die Inder Meister sind. Beispielsweise der sogenannte Ropetrick (Seiltrick): Emporwerfen eines Seiles, das in der Luft stehen bleibt und an dem darn ein kleiner Junge empor klettert, auf der Spitze verschwindet und dann später irgendwo an einer anderen Stelle wieder auftaucht, ist auf der Suggestion der Zuschauer aufgebaut. Und doch sind es Wunder, die uns Europäern unverständlich bleiben, aber zum Wesen Indiens gehören wie der Kult seiner Religionen.



Bunte Chronik



* **Vom Frühgesang der Vögel.** Als die ersten Frühaufsteher unter unseren Singvögeln haben die Untersuchungen Professor Zimmers neuerdings die Lerche und die Wachtel festgestellt. Auch der Wiesenschmätzer gehört zu den Frühsängern und beginnt sein Morgenlied manchmal sogar früher als Lerche und Wachtel, die gewöhnlich zu gleicher Zeit, und zwar etwa zwischen 2.30 und 2.45 Uhr zu singen beginnen, worauf dann oft der Hausrotschwanz folgt. Zu den Frühaufstehern unter den Vögeln zählen ferner Drossel, Kuckuck, verschiedene Grasmückenarten, Krähen sowie die Goldammer. Maßgebend für den Beginn des Morgengesangs ist die morgendliche Helligkeit, weshalb die Vögel, die auf freiem Felde leben ,wie die Lerche und Wachtel, auch am frühesten zu singen anfangen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg